

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

Nr. 40.

Erster Jahrgang.

3. October 1857.

Die Atmosphäre.

Wenn der denkende und fühlende Mensch seinen in die unendlichen Tiefen des Firmamentes versenkten Blick niederwärts wendet, und von Stern zu Stern, von Himmelskugel zu Himmelskugel wie auf einer Stufenleiter herabsteigt, so bleibt er am Fuße dieser Himmelsleiter auf jenem, im Verhältnisse zu den übrigen Weltkörpern so kleinen, für ihn aber so großen und bedeutungsvollen Planeten stehen, den ihm eine ewige Vorsehung zum Schauplatz seines Wirkens und Strebens, seiner Leiden und Freuden, seiner Hoffnungen und Bemühungen, zum Standpunkte seiner Wiege und seines Grabes bestimmt hat. An diesen Weltkörper ist er gefesselt, so lange er Mensch bleibt; von da gehen alle seine Forschungen aus, in ihm wurzeln seine Freuden und enden seine Leiden. Dem Einflusse dieses Weltkörpers ist er unterworfen, diesen seinen Zwecken dienlich zu machen, muß sein nächstes Streben sein.

Zu dem Einflusse dieser festen Masse kommt aber noch ein zweiter, unzertrennbarer Einfluß, nämlich der mit der Erde in unmittelbarem Zusammenhange stehenden, dieselbe rings umhüllenden Atmosphäre. Wie von einer großen, ganz aus Gasen, im gewöhnlichen Leben Luft genannt, bestehenden Kugel ist der Erdball von dieser Luftmasse, von seiner Oberfläche an bis zu einer bisher noch nicht genau bestimmten, jedenfalls aber sehr beträchtlichen Entfernung eingehüllt. In dieser Atmosphäre bewegen sich alle lebenden Erdenwesen, in ihr geht alle Thätigkeit des Menschen vor sich, nur durch sie erblickt der Mensch den Glanz der übrigen Gestirne und erhält eine Ahnung von der Größe und Herrlichkeit des Universums. Obwohl es daher an und für sich klar ist, daß die Atmosphäre auf die Erde und alle auf derselben befindlichen organischen und unorganischen Körper einen großen Einfluß ausüben muß, so dürfte es doch nicht uninteressant sein, diesen Einfluß näher kennen zu lernen.

Betrachten wir einen kahlen, nackten Felsen: keine Pflanze entkeimt aus seinem Gestein, kein Strauch grünt auf diesem Boden, kein Baum krönt seinen Gipfel. Lassen wir einige Jahrzehente verstreichen, und wir werden das Gestein mit einer zarten Moosdecke überzogen finden und ein helles Grün von seiner Spitze niederschimmern sehen. Noch einige Jahr-

zehente vergehen und üppige Pflanzen keimen an der Stelle, wo früher Stein und Felsen waren, und nach noch längerem Zeitverlauf lagern sich die späten Enkel an jenen Stellen im Schatten von Wäldern, wo ihre Vorfahren eine steinigste, kahle Ginde erblickt hatten. Der Nachkomme erkennt die Natur nicht wieder, in der sein Vorfahre vor Jahrhunderten lebte, und staunt über die Beschreibungen, welche eine alte Sage über seinen gegenwärtigen Wohnplatz ihm bietet. Diese ungeheure Veränderung, woher ist sie entstanden, wie ist sie möglich geworden?

Die Atmosphäre war es, die sie zwar langsam, aber doch mit Nothwendigkeit herbeigeführt hat. Der Sauerstoff derselben nagt mit nie ruhendem Zahne an den Rippen der Erde, den Felsen, er zerbröckelt sie, wenn auch nur langsam, er führt dadurch den sogenannten Verwitterungsprozeß herbei, durch den sich zunächst eine dünne Humusschicht bildet, aus der die Farren und Moose sich entwickeln, und hat einmal eine Pflanzendecke sich erzeugt, so nimmt durch Vermoderung der jährlich absterbenden Pflanzentheile die Humusschicht nach und nach an Dicke zu, so daß endlich Sträucher und Bäume in ihr wurzeln können. Regen, Schnee und Winde, die ebenfalls in der Atmosphäre ihren Ursprung haben, befördern diesen Prozeß, oder sind auch wohl im Stande, ihn zu verzögern, besonders heftige Stürme, welche die schon gebildete zarte Humusdecke wieder fortführen und so wohl auch hier und da den eben genannten Prozeß ganz unmöglich machen, wie es die kahlen, von heftigen Vorastürmen umbrauften Gipfel des Karstes beweisen.

Denken wir uns nun umgekehrt ein wasserreiches, in Folge dessen fruchtbares, von grünenden Thälern und blüthenreichen Ebenen durchzogenes Land, von dessen waldigen Gebirgen zahlreiche Quellen und Bäche zu wasserreichen Strömen niederrauschen. Durch irgend welche, sei es zufällige oder absichtlich herbeigeführte Ereignisse verschwinden die Wälder von den Höhen der Berge. Als bald sehen wir die Flüsse ihren Wasserreichtum, die Thäler ihre Pflanzensülle, die Ebenen ihre Fruchtbarkeit verlieren; das schöne Land, welches so reiche Früchte trug, lohnt nun kaum die Mühe, die auf Bebauung seines Bodens verwendet wird. Die Atmosphäre hat auch hier wieder ihren gewaltigen Einfluß geltend gemacht; sie versagt den Regen, das Himmelwasser, welches die Ströme anfüllt, die dürstige Erde tränkt.

Doch verlassen wir die unorganische Natur, übergehen wir zu der organischen Schöpfung und zunächst zu den auf der untersten Stufe stehenden Organismen, den Pflanzen. Unternehmen wir im Geiste eine Wanderung von einem Erdpole bis zum Aequator, oder begleiten wir, wie der große Humboldt sagt, den Kondor auf seinem Fluge, wenn er sich vom Gipfel der Cordilleren in Mittelamerika bis zu ihrem Fuße herabsenkt. Die verkrüppelte Zwergbirke fristet dürftig unter Flechten und Moosen ihr kärgliches Leben, denn von ewigem Eise starrten die Pole der Erde und eisige Kälte lähmt jegliche Lebensthätigkeit. Steigen wir weiter herab, so beginnen Sträucher und Gestrüppe, nach und nach selbst Nadelholz und noch weiter abwärts Laubholzwaldungen die Einförmigkeit und Dede der Landschaft zu unterbrechen, immer üppiger werdender Wieswachs zeigt sich, einzelne Getreidearten gedeihen. An diese Regionen schließen sich jene Gegenden der Erde an, wo der Obstbaum und die edle Rebe grünen und Früchte tragen, wo alle Getreidearten fortkommen und der Wechsel der Jahreszeiten einen ebenso mannigfachen als angenehmen Wechsel in der die Erde überkleidenden Pflanzendecke hervorbringt. Je weiter wir nun gegen den Aequator kommen, desto üppiger werden die Pflanzen. Der Delbaum verbreitet seinen Schatten über blühende Weisfelder, im dunklen Laube glüht die Goldorange, wie der Dichter sagt, der Mandelbaum bietet seine süßen Früchte, die herrliche Ceder tritt an die Stelle der schlanken Tanne, saftreiche, hohe Schlingpflanzen umranken die kräftigen Stämme hoher Sykamoren, majestätischer Palmen.

Fragen wir nach der Ursache dieser wunderbaren Mannigfaltigkeit, so finden wir sie hauptsächlich in der Wärme, welche wir durch unsere Atmosphäre erhalten, und welche so verschiedenartig und wechselnd in derselben vertheilt erscheint. In diesem beständigen und regelmäßigen Einflusse der Wärme kommen dann noch eine Menge mehr oder weniger zufälliger Einflüsse, welche die Atmosphäre auf die Pflanzenwelt ausübt. So sehen wir Stürme und Orkane Bäume und ganze Wälder entwurzeln, den Hagel und Blitz weite, üppig bespaltete Strecken verwüsten, aber auch umgekehrt aus den Wolken das wohlthätige Regenwasser herabträufeln, welches zum Gedeihen der Pflanzen ebenso nothwendig ist, als die Wärme und das Licht. (Schluß folgt.)

Ein Traum am Canalgrande.

Von Moritz Kossel.

(Fortsetzung.)

„Es gibt hier in den italienischen Kreisen einen Marchese Bentivoglio, ein Spross jener berühmten Familie, deren schöne Tochter König Onzio's geliebte und unglückliche Gattin war. Der Marchese scheint von dieser Dame nicht allein die Schönheit, sondern auch die Gabe der Bezauberung geerbt zu haben, denn alle Frauen und Mädchen schwärmten und glühten für ihn auf eine fast unglaubliche Weise. Es scheint,

daß er auch etwas gebildeter ist, als seine übrigen Standesgenossen, außerdem ein Märtyrer der Vaterlandsliebe, Jahre lang verbannt, erst seit Kurzem begnadigt, halb ruiniert durch Opfer, welche er damals gebracht, dabei eine Schönheit, für welche Frauen schwärmen; groß, schlank, blond, melancholische Augen; um den sehr schönen Mund ein halb spöttisches, halb trauriges Lächeln, über Venedig's Vergangenheit in Schilderung Harold'scher Weise phantastisch, kurz: die rechte Sorte, um die Eitelkeit einer Frau ebenso als ihr Mitleid zu reizen; ein Mensch, der sich den Schein gibt, ein unseliger Atlas, die Schmerzen einer ganzen Welt zu tragen und im Grunde ein blasirter Roué.“

„Der Sie, chér cousin, ein Mal bei einer schönen Dame übervorthelt hat,“ scherzte Clemence, „gestehen Sie.““

„Nein, der aber jetzt ein junges, schönes, reiches Mädchen, ihm seit der Kindheit verlobt, nicht mehr heiraten will, weil er erklärt, zum ersten Male in seinem Leben zu lieben — aber hoffnungslos.“

„Und wen?““

„Das ist eben das große Geheimniß.“

Eine halbe Stunde später verließ, nach beendetem Ballet, die Baronin mit ihrer Gesellschaft die Loge. Da die Gondeln nicht gleich bereit waren, stand man noch wartend an der Stiege, als ein Gondolier heraufrief:

Die Gondel seiner Erzellenz des Herrn Marchese Bentivoglio!

Die leichte, stolze Gestalt schritt an den Damen vorüber die Stufen hinab, zugleich auch näherte sich die Gondel der Damen. Ein blitzend heller Blick streifte Henriette. Ben ti voglio — hauchte der Marchese, nur ihr vernehmbar.

Nach länger als zwei Stunden erst verließ Henriette den gemeinschaftlichen Salon und ging in ihr Zimmer. Das Hôtel garni, dessen ersten Stock sie bewohnten, lag am Canal, aber längs der Seitenfronte führte eine schmale Gasse in's Innere der Stadt. Die Fenster reichten bis zum Boden hinab und hatten zum Schutz ein niedriges Eisengitter. Henriette öffnete eines derselben und trat hinaus, die Nacht war dunkel, aber die Sterne so funkelnd hell, daß man deutlich die doppelte Palastreihe am Canal erkannte.

Wer nach Venedig geht und mit sich, tief im Herzen, eine wahre, echte Liebe trägt — der hüte sich! Der Zauber der Lagunenstadt wird diese Liebe zu so schmerzlicher Sehnsucht aufwecken, daß diese Sehnsucht ihm das rotheste, wärmste Herzblut austrinkt und er mit Schrecken erkennt, wie seine Liebe viel tiefer war, als er geglaubt, wie sie ihm im Widerschein der Sterne auf den Bluthen, im Abschiedslächeln des Tages auf den Marmorkuppeln begrüßt, wie sie aus den Bildern ihn anlächelt und mit der weißen Hand der Statuen ihm winkt, und wie ihre süße Stimme allnächtlich im leisen Rauschen des Wassers, unter seinen Fenstern, im niederfallenden Ruderschlag hörbar wird. Wer aber, diese Liebe im Herzen, einen Abend auf der Piazzetta verschwärmte, bei silbernem Mondlicht oder goldenem Sonnenglanz ein Mal den Canal hinab fahren konnte, ohne der ferneren Liebe in Schmerz

lichsfüßer Sehnsucht zu gedenken, der nehme das blasse Bild aus seinem Schrein, es ist todt und war nie lebendig, und freue sich mit gesundem Herzen und offenen Sinnen an Venedigs lebensvoller und zauberreicher Schönheit.

Henriette war, ohne ein solch blasses Bild in der Seele zu tragen, vom Zauber dieser wunderbaren Stadt tief ergriffen, ihre Phantasie mächtig erregt worden; das Leben pulsierte wärmer in ihrem Herzen, weil ihre Phantasie in einem fortwährenden Rausch befangen war; sie genoss in Wahrheit, in vollen Zügen, zum ersten Male Jugend, Freiheit und Schönheit.

Es wurde allgemach ganz still, kein Schritt, kein Ruder Schlag ertönte, nur neben ihr flirrte leise ein Fenster — sie wandte sich um — ben ti voglio — flüsterte leise die dunkle Gestalt auf dem nächsten Altar und beim blassen Sternenslicht sah das Mädchen den Marchese dicht neben sich.

„Weiben Sie,“ bat er sanft, „Sie können mich ja nicht fürchten — o lassen Sie mich zu Ihnen sprechen!“

Es war ein Klang in seiner Stimme, weich wie Musik, schmeichelnd süß, melancholisch ernst, heimlich befehlend — Henriette blieb.

Liebesbitten auf einem Venetianer Balkon, voll Schwung und Klage, voll Poesie und Schmerz, aber voll edlen Schmerzes um begrabene Hoffnungen, um eine geträumte Freiheit, heißersehnte Ehren, im Dienste des Vaterlandes errungen, um jugendliche, aber edle Verirrungen, getäushtes Vertrauen, begrabene Liebe. Und nun, nach jahrelanger Herzens einsamkeit, ein Strahl voll neuer Jugend, längstvergessener Schwärmerei, süßesten Hoffnungen, und alle diese glänzenden, schmeichelnden, klangvollen Worte in der süßen, weichen Sprache Venedigs — das junge Mädchen war wie traumbefangen, schwankend, bebend hielt sie sich am Gitter fest.

Was der Marchese erbat, war wenig und viel, die Erlaubniß, sich dem Baron vorstellen zu dürfen, aber von Henriettes Lippen die Gewißheit, daß sie ihn gern begrüßen werde, denn ein gleichgiltiger Bekannter vermöge er nicht zu bleiben, lieber verlasse er morgen Venedig.

„Reichen Sie mir zum Zeichen der Bejohung die Hand“ — bat er.

Sie streckte ihm bebend die Hand entgegen, eine andere, fein und nervig, zart und doch stark, umspannte sie, und zugleich schwang sich der Italiener, gewandt wie ein Königtiger, über das Gitter, presste seine Lippen auf ihre Hand und glitt leicht an den Marmorverzierungen, einer Seitenfronte des Hauses, hinab, im Dunkel der schmalen Gasse verschwindend.

Henriette schlug die Hände vor das Gesicht, nicht seinen Worten, aber seiner Schonung für sie, schenkte sie Glauben — ein Herz, welches schon — liebt vielleicht; eine Leidenschaft, welche nicht zu schonen versteht, ist aber gewiß keine Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

General Havelock.

Die „Illustrated London News“ bringen eine Lebensbeschreibung des Brigade-Generals Havelock, welcher sich neuerdings in Indien durch eine Reihe glücklicher Erfolge ausgezeichnet hat. Havelock ist im J. 1795 zu Bishopswearmouth bei Sunderland geboren. Sein Vater, einer Familie entstammend, die lange in Grimshby ansässig gewesen war, kaufte, nachdem er sich durch Handel und Schiffsbau in Sunderland ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben hatte, Ingres-Park in der Nähe von Dartford, in der Grafschaft Kent. Der jetzige General, Henry Havelock, erhielt seine Schulbildung im Charterhouse in London, wo Lord Panmure (gegenwärtig Kriegsminister, Dr. Thirlwall, Bischof von St. Davids, Archidiakon von Hare, der Geschichtsschreiber Georg Grote und der nachherige Maler Sir Charles Eastlake seine Schulkameraden waren. Im J. 1813, als die Vermögens-Verhältnisse seines Vaters sich verschlechtert hatten und Ingres-Park an die Krone verkauft worden war, trat er in die Juristen-Innung des Middle Temple ein, wo der verstorbene Dichter Sir J. Talfourd, der Verfasser des Drama's „Ion,“ sein vertrautester Gefährte ward. Sein ältester Bruder William hatte sich im Halbinsel-Kriege und zu Waterloo ausgezeichnet, und Henry bemühte sich, durch seine Vermittelung ein Offizier-Patent zu erhalten. Es gelang ihm dieß auch einen Monat nach der Schlacht von Waterloo. Einer seiner ersten Waffengefährten war Sir Harry Smith, der nachherige Sieger von Alival. Acht Jahre lang diente Havelock in England, Schottland und Irland, und schiffte sich dann im J. 1823 mit dem 13. Infanterie-Regimente nach Indien ein. Im folgenden Jahre machte er den ersten Birmanen-Krieg mit, nach dessen Beendigung er in einer besondern Mission an den Hof von Ava gesandt wurde und eine Audienz bei dem goldbüßigen Monarchen hatte. 1827 veröffentlichte er eine Geschichte des Birmanen-Krieges. Später machte er den Afghanen-Krieg mit, über den er gleichfalls ein Buch schrieb, ward dann dem Stabe des Generals Ophinstone als persischer Dolmetscher beigegeben, einen Posten, den er auch später unter General Pollock und Sir Hugh (nachher Viscount Gough) bekleidete. Zwischendurch liefen verschiedene glänzende Waffenthaten; namentlich zeichnete er sich bei dem Angriff auf Mahomed Akbar im April 1842 aus. Im zweiten Sikh-Kriege, an dem er gleichfalls Theil nahm, ward sein Bruder, Oberst William Havelock, getödtet. Eine 2½-jähr. Dienstzeit hatte die Gesundheit H. Havelock's stark angegriffen, und er ging auf Rath seiner Aerzte im J. 1849 auf zwei Jahre nach Europa. 1851 ward er von Lord Hardinge, an dessen Seite er in den drei Schlachten am Sutledsch gefochten hatte, zum General-Quartiermeister, dann zum General-Adjutanten der königl. Truppen in Indien ernannt. Im persischen Feldzuge befehligte er die zweite Division. Merkwürdig ist es, daß General Havelock in keiner der Schlachten, welchen er beivohnte, weder in Birmanien, noch in Afghanistan, noch in Owalior, noch in den Feldzügen am Sutledsch, noch in Persien, obgleich er häufig dem heftigsten Feuer ausgesetzt war, verwundet wurde.

Literarisches.

Karl v. Holtei's Aufforderung an die deutschen Dichter und Schriftsteller, Beiträge zu einem Werke zu liefern, dessen Ertrag der evangelischen Gemeinde in Graz zur Beschaffung eines Friedhofs überwiesen werden sollte, hat die schönsten Früchte getragen. In einem ziemlich umfangreichen, von den Verlegern Bieweg und Sohn in Braunschweig, Manz und Comp. in Wien und August Hesse in Graz, durch seines Papier und schönen Druck trefflich ausgestatteten Bande liegen die Gaben von 126 Schriftstellern vor. Es ist ein echt christliches Werk, das der brave Holtei stiftete, und in diesem Sinne haben Männer und Frauen der verschiedensten Konfessionen und des verschiedensten Berufes beigetragen. Diese literarischen Gaben bilden ein Album, reich an Interesse, mannigfaltig im Inhalt; und wohlthuend ist es, da so manches hübsche, sinnige Gedicht neben Prosastücke ernstes Inhalts zu lesen. Und Namen von Ruf sieht man da neben manchem noch Unbekannten stehen; mancher der Sängere, die lange geschwiegen, treten wieder hervor und bieten dem Publikum ihre willkommene Gabe.

Es würde mich sicher zu weit führen, wollte ich in diesem kurzen Berichte den ganzen Inhalt des Buches besprechen; es genüge einen Blick auf das zu lenken, was unsere vaterländischen Dichter gebracht haben. Da sehen wir zuerst einen, der lange, lange geschwiegen — Franz Grillparzer, mit drei Gedichten, von denen das erste das bedeutsamere, weil es so eine kleine Zurechtweisung für Jene ist, die der Zeit so weit vorlaufen, daß die Zeit sie eben nicht einholen kann.

Fortschritts-Männer.

Guch kann mein Lied, ich fühl's, nicht mehr gefallen,
Es ist zu kurz, zu dürftig und zu klein;
Die Ihr so weit in Jedem und in Allem,
Faßt Guch nicht gern in enge Schranken ein.

Die Außenwelt verführte meine Blicke,
In der sich Alles rundet und ergänzt,
Kein Leeres irgend, nirgends eine Lücke
Und jede Bildung voll und scharf begrenzt.

Das sucht' ich nun im Geiste nachzuahmen,
Und da die Kraft mir nicht so reichlich quillt,
Wähl' ich bescheid'ne, strenggeschlossene Rahmen
Für mein dem Leben nachgeschaff'nes Bild.

Ihr aber habt der Wesen Grund ergründet,
Die Gottheit selber liegt Guch auf der Hand;
Wenn ja Ihr etwas unbegreiflich findet,
Ist's, daß so lang' man's unbegreiflich fand.

Das Schöne, das ein Räthsel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöst durch Vorderatz und Schluß.
Zwar könnt Ihr's vor der Hand nicht wirklich machen,
Doch wißt Ihr, wie man's machen soll und muß.

Auch Anastasius Grün ist mit drei Gedichten vertreten, in welchem einen „Poësie der Zukunft“ gleiche Ansichten wie in den „Fortschritts-Männern“ zu Tage treten. Ungemein ansprechend ist das Gedicht „Läuterung“, das wir hier ganz mittheilen, weil es eine Perle ist und uns zeigt, daß Grün's Muse selbst geläuterter und klarer geworden ist.

Läuterung.

Wo war, wo ist, wo wird sie sein
Die Stunde, wahren Glück erlesen?
Sie ist nicht und sie wird nicht sein,
Denn sie ist immer nur gewesen!
Wir mäkeln viel, bis sie entrinnt,
Sie dünkt uns schön, wenn wir sie mißen,
Und daß wir glücklich waren, wissen
Wir erst, wenn wir es nimmer sind.

Wo ist der Mann, wann wird er kommen,
Den alle Jugendzieren adeln?
Steht er Dir nah, noch so vollkommen,
Doch weißt Du dieß und das zu tadeln;
Erst, wenn er schied und nimmer leht,
Erglänzen hell Dir seine Gaben;
Um eines Menschen ganzen Werth
Zu kennen, müßt ihr ihn begraben.

Was lieb Dir, wird Dir lieber sein,
Noch schmerzlicher lieber, durch die Ferne;
Blick' auf! Wie schlingt sie glänzend rein
Den gold'nen Zauber um die Sterne!
Sie webt die blaue Schleierluft
Um des Gebirges schroffe Finnen,
Daß eingehüllt in weichen Duft
Die Härten des Gesteins zerinnen.

Blick' nieder, wo von ihrem Gruf
Die Friedhofshügel wogend schwellen,
Des dunklen Stromes grüne Wellen,
Der so viel Liebes scheiden muß.
Sie spülen Makel weg und Fehle, —
Und wie ein Schwan beim Wellenschwein
Im Drüberflug ahnt Deine Seele:
Hier hab' ich einst den Fittig rein.

Alsdann müssen wir Betti Paoli erwähnen, die ein durch Form und Inhalt gleich treffliches Gedicht „der Talisman“ beisteuerte. Bauernfeld's Gaben sind weniger ansprechend. Er bewegt sich in der salopen Heine'schen Manier, ohne Heine's Geist und Grazie zu besitzen. Ueberhaupt ist das, was die übrigen Poeten Oesterreich's lieferten, sehr untergeordneter Natur, und beweiset, daß Grün und Lenau noch von keinem Neueren erreicht worden sind. — Unter den übrigen Namen, welche in der Literatur sich bereits Anerkennung erworben, lesen wir Geibel, Eichendorff, Wehl u. Auch unter den Prosaschriftstellern bemerken wir manchen berühmten Namen, z. B. Böckh, Gerstäcker, Kühne, Schleiden, Rosenkranz u. A. Von vaterländischen Schriftstellern haben sich Schreiner mit einem Bruchstück „Venedigs Begräbnisstätten“, einem größern Werke des Verfassers entnommen, und der gelehrte Franz Unger mit einem kleinen, geistvollen Aufsatz, „die Erde ein Leichenfeld“, theilhaftig. Holtei selbst ist mit einem Prosastücke „Louise Neumann“ und zwei Gedichten vertreten, deren erstes eine Uebersetzung, das zweite eine poetische Verdammung des im ersten, von Victor Hugo über Shakespeare gefällten Urtheils ist. Unter den lyrischen Beiträgen ist besonders folgendes kleine Gedicht von Oswald v. Nechtritz hervorzuheben:

Pompeji.

Scheine nicht so hell, o Sonne,
Unter diesen Iden Trümmern,
Laß dem süßen Freund der Träume,
Laß dem Monde diese Räume,
Daß in seinem Glanz sie schimmern.

Möchtest ja die Farben bleichen;
Scheine hier, o Sonne, nicht!
Tempel, wo die Götter wohnten,
Die Jahrhunderte versenkten,
Sie ertragen nicht dein Licht.

Möchtest ja die dunklen Schatten
Wieder durch dein Licht beleben,
Jenen, die zum Orkus sanken,
Die des Lethes Wellen tranken,
Die Erinnerung wiedergeben.

Habe Mitleid, Mitleid! Sonne,
Scheine nicht durch diese Räume,
Die Jahrhunderte versenkten!
Für Pompeji paßt der Mond
Als der süße Freund der Träume.

D. L. J.